



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Theodor Körner's sämtliche Werke

Körner, Theodor

Berlin, 1835

Charakteristik und Biographie des Dichters

[urn:nbn:de:hbz:466:1-62084](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-62084)

Charakteristik und Biographie des Dichters.

Zu den bedeutendsten und erfreulichsten Bestrebungen, welche in der neuesten Zeit die poetische Literatur unsers Vaterlandes bereichert haben, gehört vorzüglich die, leider zu schnell vorüber gegangene, Erscheinung Theodor Körners, dessen literarischen Nachlaß wir als ein theures Vermächtniß dem Publicum hiermit übergeben.

Dieser edle Jüngling trat, in einem Alter von 18 Jahren, mit einer Müßigkeit auf, die große Erwartungen auffodern mußte; und seine vielgewandte, muthig fortstrebende Thätigkeit säumte nicht lange, die Rechtfertigung solcher Hoffnungen mit Würdigkeit zu beginnen, und mit einer Kraft darzulegen, die Bewunderung erregte. Ueber seinen Beruf zur Dichtkunst war der junge Körner durchaus nicht zweifelhaft; denn ihm war aus der innersten Tiefe seines unbefangenen, reinen Gemüthes die Ahnung dessen gekommen, was er von sich zu erwarten habe. Dies gab ihm eine gewisse kräftige Freudigkeit, deren Wiederkehr in einer ununterbrochenen Heiterkeit und Klarheit sein ganzes Wesen durchdrang, und über seine Darstellungen eine blühende Frische verbreitete.

Des Gesanges muntern Tönen
Weicht im Leben jeder Schmerz.

Diese Töne seiner Leyer sprechen die früh begeisterte Grundstimmung seines innern geistigen Lebens aus, eine Stimmung, die jedem Verhältnisse, das ihn berührte, oder dem er sich einzufügen hatte, eine poetische Seite abzugewinnen wußte. Mit einer ungemein leichten Beweglichkeit schaute Körners dichterischer Sinn in dem weiten Leben umher, dessen Bedeutung, dessen Tiefe ihm in entzückten Ahnungen erschienen war. Hiernächst erfüllte ihn das lebendige Gefühl seiner Kraft mit einer gewissen Sicherheit und mit einer genialen Zuversicht, die sich auf ihrem stillen Wege zum Ziele von einem vorübergehenden Zeitgeschmack keine Wendung des Strebens aufdringen läßt. Unser Körner behauptete dagegen eine würdige, freie Selbstständigkeit, die sich selbst unter den mächtigen Einwirkungen der größten deutschen Vorbilder gleichsam festhielt. Solche Einwirkungen dienten dem jungen Künstler vielmehr dazu, seinem eigenen Geiste die höhere Weihe zu geben, und heller ihm das erhabene Ziel aufzuklären, dem seine Bestrebungen zugewandt waren: und so enthüllte sich aus seinem innern Treiben und Drängen, welches einmal aufgeregert war, ein klares Selbstgefühl; denn im befreundeten Umgange mit den hohen Genien, die aus Göthe's und Schillers erhabenen Meisterwerken ihm zusprachen,

erkannte sich erst vollständig sein eigener Geist, der nun begann, in raschen Fortsetzungen nach allen Richtungen hin sich zu entwickeln und auszubilden. Jedes Gebiet der Dichtkunst wurde betreten, in jedem kamen ihm freundlich einladende Geister entgegen, keines unterließ, mit einem eigenthümlichen Kranze den frohen, jugendlichen Sänger zu schmücken, und größere ihm zu verheißen. Schon in den ersten Versuchen, welche der talentvolle Jüngling dem Publicum übergab, offenbarte sich die Art und Stärke der Eigenthümlichkeit, die ihn auszeichnete. Diese Eigenthümlichkeit besteht nämlich in der innigsten Verbindung einer milden Zartheit mit männlicher Kraft; eine Verbindung, in welcher das tiefste Gefühl für das Heilige, der warme Anhauch der zartesten Gefinnungen eines liebenden Gemüthes, mit einem Worte: der Geist der Frömmigkeit, recht erquickend waltet. In lyrischen Begeisterungen, wie es dem dichterischen Jünglinge geziemt, ergossen sich seine ersten poetischen Gefühle; aus ihnen entstanden die Knospen, eine unter diesem Titel bei Göschen in Leipzig 1810 erschienene Sammlung von Gedichten. In diesem Vorfrühlinge seines poetischen Lebens, der schon mancherlei Anklänge zu künftigen größeren Liederfesten vernahmen läßt, erhebt sich der Verfasser mit einer heitern, unbefangenen Gemüthlichkeit, und mit einem hoffnungsvollen Vertrauen, worin er sich selbst zuruft:

Wenn sich der Sommer erhebt,
Reißt auch die Knospe zur Frucht.

Von diesen ersten Vorübungen strebte nun Körners Geist mit immer schnelleren Schritten der Vollendung entgegen, und während er sich in den verschiedensten Dichtungsarten mit dem glücklichsten Erfolge versuchte, lockte ihn die dramatische Kunst in ihr Gebiet, und es entstanden in kurzen Zwischenräumen mehrere theatralische Arbeiten, die unter dem Titel:

Dramatische Beiträge in zwei Bänden bei Wallishäuser in Wien 1814

herauskamen. In seinen Lustspielen zeigt Körner, wie leicht ihm jene *vis comica* zu Gebote stehe, die das wahre Leben des Lustspieles ist, und die bekanntlich nicht bloß auf der Aneinanderreihung spasshafter Redensarten und Wendungen, sondern in der künstlerischen Auffassung und lebendigsten Darstellung seltsamer moralischer Erscheinungen beruht.

Auch in eigentlich scherzhaften Darstellungen, wie zum Beispiel der *Nachtwächter* im ersten, und der *Beter* aus Bremen im zweiten Theile der dramatischen Bei-

träge, gelangen unserm Körner mehrere Versuche. Aber im ernstern Drama bewährte derselbe auf eine sehr entschiedene Weise sein außerordentliches Talent für das große, heroische Trauerspiel. Und hier war es nun, wo die Eigenthümlichkeiten seines poetischen Charakters in der ganzen Fülle, wie sie in seinem edlen, wahrhaft erhabenen Gemüthe vorhanden waren, ihren weitesten und eigentlichsten Spielraum fanden. Zriny ist das erste große Trauerspiel, womit der junge Körner öffentlich auftrat und Aufmerksamkeit erregte. Der Gegenstand, der hier behandelt wird, ist aus der ungarischen Geschichte des 16. Jahrhunderts genommen, und enthält einen großen, tragischen Stoff im höhern Sinne des Worts. Dem ungarischen Feldherrn Zriny wird vom Kaiser Maximilian die, von den Türken bedrängte, ungarische Besatzung zur Vertheidigung anvertraut. Der Tapfere behauptet diese Vertheidigung mit einem Heldenmuth, der sich seinen Umgebungen, besonders dem Juranitich, dem Geliebten seiner Tochter Helena, mittheilt. Die von aller Außenhülfe verlassene Festung ist dem Falle nahe, dem man aber durch eine allgemeine, furchtbare Selbstopferung unter den Trümmern der von den Belagerten angezündeten Besatzung zuvorkommt. Die Anstrengungen der höchsten Kraft mit den Erscheinungen der zartesten Gefühle stehen in diesem Trauerspiele innig wirksam zu einander. Juranitich im 8ten Auftritte des 2ten Actes spricht zu seiner geliebten Helena, deren Sinn er vom Vergänglichem ab- und dem, was ewig ist, zuzuwenden strebt:

Nicht ohne Dich, Geliebte, möcht' ich sterben —

Ich möchte untergehen wie ein Held,
Im frischen Kranze meiner kühnsten Liebe!

Was bleibt denn höh'rer noch auf dieser Welt,
Das ich im sel'gen Wunsche nicht gefoxt?
Siehst's mehr, als einen Silberblick im Leben?!
Hier ist das Glück vergänglich, wie der Tag,
Dort ist es ewig, wie die Liebe Gottes! —

Welche geweihte Worte! Wie zart und wie kräftig! Der achte Auftritt im dritten Acte enthält einen schönen Monolog, wo der feste Heldensinn in einen erschütternden Zusammenstoß geräth mit der sanftesten Milde der Humanität. Zriny steht am Fenster und blickt auf die Stadt hinab, die er lieber in Flammen aufgehen, als den barbarischen Feinden in die Hände fallen lassen will. Er spricht:

Da liegt die arme Stadt! — ein Friedenstraum
Schwebt noch wehmüthig über ihren Dächern.

Dieser herrliche Monolog endet mit folgenden Worten:

Was soll's mit diesen Thränen, alter Held? —
Das Vaterland will Deinen Arm; Dein Herz!
Und Dein Gefühl darfst Du nicht fragen lassen.

Würdig und edel unterscheidet sich hier der wahre Held von dem rohen Krieger, dessen wilde Ausbrüche die

Welt nur gar zu leicht mit Heldenthaten verwechselt. Um jenen klar genug hervorzuheben, stellt unser Künstler ihm den Soliman gegenüber, den er mit wenigen ausdrucksvollen Zügen hingezeichnet; mit Liebe aber versteht das edle Gemüth des Verfassers bei Zriny's Heldengröße. Ueberhaupt zeichnen sich durch eine schöne, kräftige und reiche Diction, der es nicht an neuen, großen, treffenden Bildern fehlt, durch Correctheit der Gedanken und des Ausdrucks und durch scharfe Umrisse seiner Darstellungen, die beiden Trauerspiele Zriny und Kosamunde aus. Man wird zur Bewunderung fortgerissen, wenn man an den Arbeiten des jungen Künstlers die raschen Fortschritte seines Strebens zur Vollkommenheit wahrnimmt. Im Zriny tritt gewissermaßen ein antiker Held, ein Regulus, ein Leonidas, vor unsern Blick. Wir sehen auf dem höchsten Punkt seiner mächtigen Wirksamkeit einen moralisch großen Charakter, der, zwischen äußerem Drang und den innern Forderungen einer erhabenen Pflicht, unsre ganze Theilnahme in Anspruch nimmt. Und wie mannigfaltig interessant bewegen sich um diese hohe Heldengestalt die übrigen Charaktere! Die Gattin, die Tochter und er, der die letztere so innig liebt, der heldenmüthige Jüngling Juranitich, schließen sich, gleich würdigen Gliedern eines edeln Hauptes, dem Zriny an; ihnen gegenüber steht das furchtbare Gewitter, welches gerüset ist, sie sämmtlich zu Grunde zu richten. Alle retten ihr Höchstes, ihre Tugend, unter den Trümmern dessen, was nicht zu retten ist. Die sämmtlichen Charaktere sind so gehalten und so zu einander gestellt, daß die höchste tragische Wirkung daraus hervorgehen muß.

Und eben hier zeigte der Verfasser eine große Fähigkeit, anziehende Lagen und Verhältnisse darzustellen. Mächtig, aber schmerzhaft erschütternd, ist die Scene, in welcher die zarte Helena, weil kein milderes Schicksal sich ihrer erbarmen will, den Tod von ihrem Juranitich fodert, der ihn auch endlich, nach einem zermalmenden Kampfe mit sich selbst, der Geliebten darreicht.

Zu einer solchen Schauderthat konnte nur die Nichtigkeit der Situation, die schreckliche Gewisheit, daß seine Geliebte auf keine andre Weise aus den Händen der Barbaren zu retten sei, seine zitternde Hand stärken. Ueberhaupt ist die Anlage in diesem Trauerspiele im höchsten Grade tragisch; jedoch hat der Verfasser durch die meisterhafte Behandlung dem Stoffe reichlich vergolten, was er ihm zu danken hat.

Auch in dem ernstern Drama: Hedwig, bewährte unser Körner auf eine tief ergreifende Weise sein Talent, bedeutende und folgenreiche Situationen anzulegen.

Aber Kosamunde, das zweite größere Trauerspiel des Verfassers, kann in jeder Rücksicht als ein würdiges Seitenstück zu Zriny betrachtet werden; diese Arbeit ist in ausgezeichnetem Grade das Werk des Dichters, der hier aus einem minder ergiebigen Stoffe ein so bedeutendes und vollendetes Werk der Imagination zu erschaffen vermochte. Es enthält ein großes Ge-

mälde von gegen einander streitenden Leidenschaften, worin jede einzelne Zeichnung mit genialen und doch correcten Zügen hingeworfen erscheint. Die Begebenheit, welche diesem Trauerspiele zum Grunde liegt, ist aus dem 12ten Jahrhundert der englischen Geschichte. Heinrich der zweite lebte in einer, von der Politik geknüpften Ehe mit Eleonore, einer geschiedenen Königin von Frankreich. Er hatte vier Söhne von ihr. Johann, der jüngste, ist der Liebling des Vaters und darum von der Mutter gehaßt. Um ihn den Folgen dieses Hasses zu entziehen, übergibt ihn Heinrich der Pflege eines alten, treuen Dieners, des Ritters Nesle. Die ränkevolle, ausschweifende Eleonore war seinem edlen, großen Herzen immer fremd geblieben; jedoch behielt er, eines solchen verdrüßlichen und drückenden Verhältnisses obungeachtet, Befonnenheit genug, die Ausenseite dieser öden zwangvollen Lebenslage unverletzt zu erhalten. Aber ein Zufall machte ihn in der Verhüllung eines fremden Namens mit Rosamunden bekannt. Ueberrascht durch ein mächtiges Gefühl der Liebe, die so plötzlich in sein dunkles Verhältniß hineinleuchtet, läßt er sich verführen, die edle Rosamunde zu täuschen, um sie zu einer geheimen Heirath mit ihm zu bewegen. Der ehrwürdige, treue Ritter, Nesle, wird gleichsam zum Hüthüter des Geheimnisses bestellt; Rosamundens Wohnung ist Woodstock, ein beseligtes Ritterschloß, und liegt tief in einem Walde verborgen. Die That ihres Herzens ist rein, aber dennoch, ihr unbewußt, ist sie mit einer Sphäre des Unrechts umfungen, welches ihren Untergang vorbereitet und endlich furchtbar herbeiführt. Man hängt mit Bewunderung und Entzücken, doch nicht ohne traurige Ahnungen, an dem schönen Gemälde, welches uns der Verfasser von dieser zarten Liebe aufstellt. Ein Zufall der Jagd bringt Heinrichs zweiten Sohn, Richard, zu der verborgenen, dicht umwachsenen Wäldchen, welche Rosamunden verbirgt. Der reizende Gesang einer weiblichen Stimme schallt aus dem Innern der Burg ihm entgegen. Die seelenvolle Stimme und das Geheimnißreiche der Umgebung, beides entzündet seine Phantasie, und das Bild einer überirdischen Frauengestalt, die seine ganze Seele mit Liebe erfüllt, steht vor seinem Geiste; er fühlt sich unwiderstehlich getrieben, mit leiblichen Augen das Wesen zu sehen, dem die zauberische Stimme angehört. Indem nun ein strenges Gebot der Verschlossenheit die Burgympforte dem stürmischen Jünglinge nicht öffnen läßt, so überspringt er die Gartenmauer. Sein Freund und Gefährte, William, der hier ein wunderbares und Verderben drohendes Geheimniß ahnet, sucht ihn, warnend vor übereilten Entschlüssen, zurückzuhalten; ihm antwortet der Prinz unter andern folgende kräftige Worte:

Wo sich die Seele frei kämpft aus der Tiefe,
Da jauchzt der Geist der nahen Gottheit zu;
Und drohte sie, mit leuchtendem Verderben
In seines Lebens Blütenkreis zu schmettern:
Er fühlt den Gott, und er vergißt den Blig! —

Rosamunde erscheint, und der königliche Jüngling liegt ihr zu Füßen, er findet in ihr die Verwirklichung seines Phantasienbildes, und erklärt ihr seine Liebe. — Die überraschte Rosamunde wird enttäuscht, verweist ihm mit harten Ausdrücken seine Verwegenheit, und zieht sich plötzlich zurück. Jedoch findet sie begründete Verdächtlichkeit, ihrem Heinrich diesen Vorfall zu entdecken. Dadurch geschieht es nun freilich, daß Richard bei einem zweiten gewaltthätigen Besuche bei Rosamunden mit seinem Vater zusammen trifft. Hier erfolgt die für alle Drei, besonders aber für Rosamunden, so schreckliche Entdeckung des Geheimnisses. Rosamundens reine Seele fühlt sich nun plötzlich von einem Verhältniß des Unrechts umfungen, sie entschließt sich, wiewohl mit unvertilgbarer Liebe im Herzen, den rechtmäßig geglaubten Bund mit Heinrich aufzugeben. Ganz vorzüglich meisterhaft ist die Scene durchgeführt, in welcher Rosamunde diesen Entschluß ihrem Heinrich bekannt macht.

Eben jener Vorfall des Zusammentreffens verfeht den leidenschaftlichen, im Grunde aber edlen Richard in die Stimmung, einer von der Königin angelegten Verschwörung seiner Brüder gegen den Vater beizutreten, einer Verschwörung, die er bis dahin muthig und kraftvoll niedergekämpft hatte. Die Königin, die schon längst Pläne zur Entthronung Heinrichs entworfen hatte, kam jetzt auch hinter das Geheimniß seiner Liebe zu Rosamunden, und gebrauchte solches zur Rechtfertigung ihrer verbrecherischen Absichten. Der Krieg der, mit dem feindseligen Frankreich und Schottland verbundenen, Söhne gegen den Vater beginnt. Heinrichs Heer besiegt das französische, bei dem sein Sohn Heinrich und Gottfried mit mehreren aufrührerischen Lords sich befinden. Auch die Schotten, nebst den übrigen gegen Heinrich verbündeten Fürsten, werden geschlagen; der tapfere Richard allein steht siegreich im Kampfe gegen seinen Vater da. Aber sein besserer Genius bringt ihn zu sich selbst zurück; er wirft sich unüberwunden und reuevoll dem Vater zu Füßen. In diesem Augenblick erhält der König die Nachricht: Eleonore sei mit bewaffneten Männern dem Schlosse Woodstock zugeeilt. Heinrich und Richard ahnen eine gräßliche That, und brechen plötzlich auf, um Eleonore zuvor zu kommen. Nesle, des Schlosses treuer Wächter, ist zuvor schon durch die Ränke der Königin vergiftet. Rosamunde, der junge Prinz Johann, Nesle's Pflegling, und Nesle's Sohn Georg stehen um die Leiche des Ermordeten, und vor den Augen des Zuschauers begiebt sich eine höchst rührende Scene. Während derselben stürzt mit bewaffnetem Gefolge Eleonore in das Schloß, und Rosamunde steht nun in der ganzen Verklärung ihres himmlischen Gemüthes der wüthenden Königin gegenüber. Es beginnt ein Wortwechsel, in welchem Rosamunde Würde und Ergebung der wilden Leidenschaftlichkeit ihrer Feindin entgegen setzt. Rosamunde spricht:

Rechtfert'gen kann sich Heinrich nimmermehr,
Doch Deine That entschuldigt sein Gewissen;

Nur heller bricht durch Deine Nacht sein Tag.

----- Ich brachte,
Als ich den Wahn erfuhr, mich selbst zum Opfer.
Die Schuld ist frei, der Himmel ist verböhnt,
Und Deinen Dolch erwart' ich ohne Schaudern.

In der Verwirrung des Aufruhrs eilt die Wärterin mit Rosamundens Kindern herbei, Eleonore bemächtigt sich der Kinder, läßt Rosamunden Gift reichen und droht, ihre Kinder zu ermorden, wenn sie sich weigern würde, den Giftkelch zu leeren. Sie leert ihn. Jetzt erscheint Heinrich mit Richard und dem übrigen Gefolge; er erfährt den Vorgang und dringt mit gezogenem Schwerte auf die Giftmischerin Eleonore ein; Rosamunde aber rafft ihre letzten Kräfte zusammen, um Heinrich von einer raschen That zurückzuhalten, und stirbt.

So schließt das Stück, dessen durchgängige Haltung einen zur Meisterschaft berufenen Künstler bewährt. In der ganzen Anlage herrscht jene besonnene Kunst, die dem genialistischen Schwunge maßgebend zur Seite schwebt. Die sämtlichen Charaktere sind scharf und richtig gezeichnet. Rosamunden aber wird unsere ganze Liebe und Theilnahme zugewendet. Sie ist durchaus eine zarte, fleckenlose Gestalt, die sich in jeder Situation ihres Verhängnisses bewährt. Nächst ihr ist Heinrichs zweiter Sohn, Richard, ein ausgezeichnete kräftiger Charakter; aber auch dieser muß zur Verherrlichung Rosamundens beitragen. Er ist feurig, schwärmerisch kühn, aber edel und durchaus keiner Ränkeverknüpfung fähig. Da erst, als sein Vater ihm in der Gestalt eines Verführers von Rosamunden erscheint, entschließt er sich, von seiner eigenen Leidenschaft fortgerissen, der feindseligen Stellung seiner Mutter und Brüder gegen ihn beizutreten. Auf Armands, des mütterlichen Unterhändlers, Zudringlichkeit antwortet er: -----

Mit Deiner Zunge siegst Du nicht, Du siegst
Durch dieser Stunde dringende Gewalt.
Gieb mir die Schrift

Er unterschreibt den feindseligen Plan, aber nun fällt der fürchterlichste Kampf mit sich selbst ihn an.

Mit diesem Zug verpfänd' ich meine Ehre,
Mit diesem Zug verkauf' ich mein Gewissen.

----- Die Welt wird mich verdammten,
Doch jede and're Seele ruft' ich auf;
Sie stelle sich in dieses Kampfes Wüthen
Und greife sich in's Herz, — sie unterschreibt.
Nein! kein Gedanke wußt' es, was ich leide!
Ich kann nicht rückwärts, vorwärts ist die Schuld,
In das Verbrechen, vorwärts ist die Schande: —
Doch ich kann nicht zurück. Mich jagt das Schicksal,
Mein Stern ging unter, der mich aufrecht hielt.

Von dem trefflichen König Heinrich, den allein die Täuschung besleckt, welche seine Leidenschaft gegen Rosamunden sich erlaubte, erfahren wir gerade so viel, als nöthig ist, um die hohe Liebe eines so ausgezeichneten

weiblichen Charakters, wie Rosamunde ist, vor unsern Augen zu rechtfertigen. Auch bei des ehrwürdigen Nesele's Erscheinung, indem der biedre Greis seinem Sohn Georg die Verpflichtungen seines Standes zu Heinrich und Rosamunden überträgt, verweilt der Verfasser mit sichtbarer Liebe; denn das schöne Verhältniß zwischen Vater und Sohn nimmt die sanfte Frömmigkeit der zärtlichen Gesinnungen seiner eigenen liebenden Seele in Anspruch. Im zweiten Auftritte des ersten Aufzuges spricht der treffliche Vater zu dem hoffnungsvollen Sohne die schönen einweihenden Worte:

„Ein freier Morgen zog Dich muthig auf,
In Manneskraft als Stamm find' ich Dich wieder.
Du hast Dich selbst für's Leben ausgeprägt.“

Im siebenten Auftritte des fünften Aufzuges bricht der Sohn am Grabe seines Vaters in folgende Klagen aus: -----

----- „Es ist ein gräßlicher Gedanke,
So ganz geschieden sein für diese Welt,
Nicht mehr der Liebe frommes Wort von den
Geliebten Lippen küßend wegzutrinken,
Nicht an des Freundes warmem Herzensschlag
Den süßen Ruf der Seele zu erkennen;
So ganz geschieden sein, so ganz verlassen,
So ganz allein auf dieser weiten Erde:
Es ist ein fürchtbar schauerndes Gefühl!“

Diese rührenden Worte sind jetzt um so ergreifender, da sie an das Nichtmehrsein des uns so lieb gewordenen Verfassers erschütternd erinnern; sie sind aus seines Herzens heiligster Tiefe gequollen.

Ueberhaupt erscheint Körners poetischer Charakter aus seinem sittlichen, wie aus einer tiefen Wurzel, hervorgegangen, daher es unsern Lesern wohl wünschenswerth sein dürfte, das frühere Sein und Werden des reich begabten Jünglings aufblühen zu sehen. Diese Blüthentage möge der Vater des Dichters uns schildern.

Karl Theodor Körner wurde am 23. September 1791 zu Dresden geboren. Sein Vater war damals kursächsischer Appellationsrath, und seine Mutter ist die Tochter eines in Leipzig verstorbenen geachteten Künstlers, des Kupferstechers Stock. Die Schwäche und Kränklichkeit des Knaben in den ersten Jahren machte viel Sorgfalt für seinen Körper nothwendig, und die Ausbildung seines Geistes durfte nicht übereilt werden. Er war daher die meiste Zeit in freier Luft, theils in einem nahe gelegenen Garten unter Knaben seines Alters, theils im Sommer auf einem Weinberge mit seinen Aeltern und seiner Schwester. Manches lernte er später, als andere, und gehörte nicht zu den Kindern, die durch frühzeitige Kenntnisse und Talente die Eitelkeit ihrer Aeltern befriedigen. Aber was man schon in den Jahren der Kindheit an ihm wahrnehmen konnte, war ein weiches Herz, verbunden mit Festigkeit des Willens, treue Anhänglichkeit an diejenigen, die seine Liebe gewonnen hatten, und eine leicht aufzuregende Phantasie.

Mit dem Gedeihen seines Körpers entwickelten sich seine geistigen Fähigkeiten. Seine Aufmerksamkeit zu fesseln war nicht leicht, aber wenn dies gelungen war, so faßte er schnell. Zur Erlernung der Sprachen hatte er weniger Neigung und Anlage, als zum Studium der Geschichte, Naturkunde und Mathematik. Auffallend war sein fortdauernder Widerwille gegen das Französische, als er in andern ältern und neuern Sprachen schon weitere Fortschritte gemacht hatte.

Vielfältige gymnastische Übungen in frühern Jahren gaben dem Körper Stärke und Gewandtheit, und der Jüngling galt für einen raschen Tänzer, dreifßen Reiter, tüchtigen Schwimmer und besonders für einen geschickten Fechter. Auge, Ohr und Hand waren bei ihm glücklich organisiert und wurden zeitig geübt. Feinere Drechslerarbeiten gelangen ihm gut, und er zeichnete mit Erfolg nicht nur Gegenstände der Mathematik, sondern auch Landschaften. Aber in einem höhern Grade fand sich bei ihm Sinn und Talent für Musik. Auf der Violine versprach er etwas zu leisten, als ihn die Guitarre mehr anzog, der er in der Folge getreu blieb. Seine Zither am Arm, dachte er sich gern zurück in die Zeiten der Troubadours. Für dies Instrument und für den Gesang glückten ihm mehrere kleine Compositionen, und sein richtiges, feines und lebendiges Spiel wurde mit Vergnügen gehört. Dichtkunst war es jedoch, wofür ihn schon seit den frühesten Jahren ein herrschender Trieb bestimmte. Sein Vater machte sich es aber zur Pflicht, die ersten Versuche des Sohnes nur zu dulden, nicht aufzumuntern. Er hatte einen zu hohen Begriff von der Kunst überhaupt, um in einem Falle, der ihn so nah anging, nicht sorgfältig darüber zu wachen, daß nicht bloße Neigung mit achtem Beruf verwechselt werde. Leichtigkeit der Production allein war hierbei kein hinlänglicher Grund der Entscheidung. Ein Beifall, der nicht schwer errungen wurde, ist gefährlich und verleitet, auf einer niedern Stufe stehen zu bleiben, wenn Trägheit sich mit Eitelkeit verbindet. Dies war glücklicher Weise hier nicht der Fall. Ein jugendlicher Uebermuth achtete vielmehr wenig auf ein fremdes Urtheil und wagte sich gern an die schwierigsten Aufgaben.

Schiller und Göthe waren die Lieblingsdichter in dem älterlichen Hause, und Schillers Balladen wahrscheinlich die ersten Gedichte, die der Knabe zu lesen bekam. Alles Hochherzige wirkte mächtig auf ihn, aber in ernstlichen Dichtungen versuchte er sich später und anfänglich mit Schüchternheit. Sein Talent zeigte sich zuerst in Producten der scherzhaften Gattung, die durch äußere Anlässe entstanden. Es fehlte ihm nicht an Stoff, da das frische Leben und der Frohsinn der Jugend bei ihm durch keinen Zwang unterdrückt wurde, und die Reime strömten ihm zu.

Er verließ das älterliche Haus nicht vor der Mitte des siebzehnten Jahres, und erhielt Unterricht theils eine Zeitlang auf der Kreuzschule in Dresden, theils hauptsächlich durch ausgesuchte Privatlehrer. Unter diesen war

der nachherige Historiker Dippold, der als Professor in Danzig zu früh für seine Wissenschaft starb. Eine dankbare Erwähnung verdienen hier noch vorzüglich als Lehrer des Christenthums der jetzige Pfarrer Koller in Lausa, und für einen trefflichen Unterricht in der Mathematik der nunmehrige Professor bei der sächsischen Ritter-Akademie Fischer.

Eine der schwersten Aufgaben für einen Vater ist, den Sohn bei der Wahl des künftigen Standes zu leiten. Genaue Abwägung der Vortheile und Nachtheile eines jeden Verhältnisses ist von der Jugend nicht zu erwarten; was sie bestimmt, sind oft unzureichende Gründe, und gleichwohl ist es bedenklich, ihrem Entschlus zu widerstreben, da man besonders bei lebendigen und kraftvollen Naturen zu wünschen hat, daß Geschäft und Neigung zusammentreffe. Und ein Geschäft, das ihm künftig ein hinlängliches Auskommen sichern könnte, hatte auch Theodor Körner zu wählen, da er auf den Besitz eines bedeutenden Vermögens nicht rechnen durfte. Der Bergbau hatte viel Anziehendes für ihn durch seine poetische Seite, und durch die vielfältige Geistesnahrung, die seine Hülfswissenschaften darboten. Für die innere vollständige Ausbildung des Jünglings war dies zugleich sehr erwünscht. Bei einem überwiegenden Hange zu dem, was die Griechen Musik nannten, bedurfte er zum Gegengewicht einer geistigen Gymnastik, und bei dem Studium der Physik, Naturkunde, Mechanik und Chemie gab es Schwierigkeiten genug zu überwinden, die aber mehr reizten als abschreckten.

Um ihn zu dem höhern Unterricht auf der Bergakademie in Freiberg vorzubereiten, fehlte es in Dresden nicht an Gelegenheit, während daß in dem Hause der Aeltern sich manche günstige Umstände vereinigten, die auf die Bildung seines Charakters vortheilhaft wirkten. Seine natürliche Offenheit, Fröhlichkeit und Gutmüthigkeit entwickelte sich hier ungehindert. In einer Familie, die durch Liebe und gegenseitiges Vertrauen sich zu einem freundlichen Ganzen vereinigte, wurden auch die Rechte des Knaben und Jünglings geachtet, und ohne zu herrschen genos er frühzeitig innerhalb seiner Sphäre einer unschädlichen Freiheit. Außerdem hatte das Vaterhaus für ihn noch manche Annehmlichkeiten. Für Poesie und Musik war hier alles empfänglich, und bei dem weiblichen Theile der Familie fehlte es nicht an Talenten für Zeichnungskunst und Malerei. Es bildeten sich dadurch kleine Abendgesellschaften, wo ein ausgesuchter Zirkel sich versammelte und mancher interessante Fremde sich einfand. In einem solchen Kreise wurde der Sohn vom Hause mit Wohlwollen behandelt, weil er nicht vorlaut und beschwerlich, sondern lebhaft, ungekünstelt und theilnehmend war. Einige Freundinnen seiner Schwester, die sich durch Vorzüge des Geistes und der Gestalt auszeichneten, ergöckten sich an seiner Munterkeit, und daß sie ihn gern unter sich sahen, war ihm nicht gleichgültig. Unter solchen Verhältnissen gewöhnte er sich, in der bessern Gesellschaft

feinen drückenden Zwang zu fühlen, und lernte den Werth des feinern Umgangs schätzen.

Sein Vater gehörte zu Schillers vertrautesten Freunden, und hoffte viel davon für den Sohn. Aber auch für diesen starb Schiller zu früh. Als er das letzte Mal in Dresden war, hatte der junge Körner kaum ein Alter von zehn Jahren erreicht. Unter den bedeutenden Männern aber, die auf den heranwachsenden Jüngling in dem älterlichen Hause vorzüglich wirkten, war besonders der nachherige königl. preussische Oberst Ernst von Pfuel, ein geistvoller, vielseitig gebildeter Officier, und der dänische Dichter Dehlsenschläger.

Im Sommer 1808 sollte nun das Studium des Bergbaues in Freiberg seinen Anfang nehmen, und der neue Bergstudent fand sich dort bald in einer sehr günstigen Lage. Der Berggrath Werner war ein Freund des Vaters und behandelte den Sohn mit vorzüglichem Wohlwollen. Unter den übrigen Lehrern hatte besonders Professor Lampadius viel Güte für ihn. In den angesehensten Häusern fand er eine freundliche Aufnahme, und sein Talent, mit jungen Männern, die ihn interessirten, leicht Bekanntschaft zu machen, kam ihm hier zu Statten. Es traf sich, daß damals glücklicher Weise mehrere gebildete und unterrichtete junge Chemiker und Mineralogen auf der Bergakademie in Freiberg zusammen kamen.

Körner trieb anfänglich das Praktische des Bergbaues mit großem Eifer, scheute keine Beschwerde, und war ganz einheimisch in dem Eigenthümlichen des Bergmannslebens. Mit den glänzendsten Farben schilderte er es in seinen damaligen Gedichten, und der biedre und erfahrene Berggeschworne, bei dem er wohnte, konnte ihm nicht genug davon erzählen. Nach und nach trat eine weniger anziehende Wirklichkeit an die Stelle des Ideals, und der mächtige Reiz der bergmännischen Hülfswissenschaften machte ihn dem Praktischen untreu. Mineralogie und Chemie beschäftigten ihn vorzüglich. Fossilien wurden gesammelt, die Gebirgsgegenden durchstreift, Charten gezeichnet, und mit Hülf eines gelibteren Freundes kleine chemische Versuche gemacht. Werner und Lampadius bemerkten die Fortschritte ihres Schülers mit Zufriedenheit.

Während des zweijährigen Aufenthalts in Freiberg gelangte der junge Körner zu einer gewissen Reife und Besonnenheit, die man bei seinen Jahren und seinem leichten Blute kaum zu erwarten hatte. Viel Einfluß auf ihn hatte ein täglicher Genosse seiner Studien und Freuden, Namens Schneider, voller Geist, Kraft und Charakter, aber durch widrige Schicksale zum Trübsinn geneigt. Von dieser dunkeln Blume wurde der Schmetterling angezogen, und der ältere, höchst reizbare Freund mußte mit zarter Schonung behandelt werden. Ein unglückliches Ereigniß trennte diesen Bund. Schneider, ein verwegener Schlittschuhläufer, brach auf der Eisbahn durch, und war aller Anstrengung ohngeachtet nicht zu retten. Der Anblick dieser Leiche und eines

andern sterbenden Freundes, der als Künstler viel zu leisten versprach, machte auf Körner einen tiefen und bleibenden Eindruck.

Ueberhaupt war die bei ihm herrschende heitre Stimmung weit entfernt von Frivolität. Eine deutsche Gründlichkeit wurde vielmehr selbst in dem fröhlichsten Rausche an ihm bemerkbar. Er hatte sich vorgenommen, den Genuß der Gegenwart zu erschöpfen, und war eben so sehr mit ganzer Seele in den nächsten Stunden bei einem ernstern Geschäft. Eine Unterbrechung seiner Studien gereichte ihm daher weniger als andern zum Nachtheile.

Dresden ist so wenig von Freiberg entfernt, daß er fast allemal an den kleinen häuslichen Festen seiner Familie Theil nehmen konnte. Auch gab es zu weitern Reisen manche sehr angenehme Veranlassung. Seinem Vater war die Tochter eines abgeschiedenen Freundes, des Kaufmanns Kunze in Leipzig, zur Erziehung anvertraut worden, und der junge Körner gewann dadurch eine zweite Schwester. Er durfte nicht ausbleiben; als sie sich an den Herrn von Einsiedel auf Gnandtstein verheirathete, und die Hochzeit in Leipzig nach alter Sitte mit der unverhaltenen Fröhlichkeit einer glücklichen Jugend gefeiert wurde.

Eben so wenig konnte er die Erlaubniß unbenutzt lassen, auf dem Landsitz der Frau Herzogin von Curland in Löbichau bei Altenburg einige Tage zuzubringen. Seine Aeltern hatten das Glück gehabt, dieser Dame und ihrer verehrten Schwester, der Frau Kammerherrin Elisa von der Necke, näher bekannt zu werden, und erfreuten sich ihres vorzüglichen Wohlwollens. Der junge Körner erhielt als Pathe der Frau Herzogin von ihr ansehnliche Geschenke zu Bestreitung des mit seinen Studien verbundenen Aufwandes, und wußte den gütvollen Empfang zu schätzen, den er in Löbichau fand.

Im Sommer 1809 unternahm er nach hinlänglicher Vorbereitung eine eben so unterrichtende als genußreiche Fußreise in die Oberlausitz und in die schlesischen Gebirge. Der Graf von Gesler, ehemaliger preussischer Gesandter in Dresden, mit dem Körners Vater in viehjähriger freundschaftlicher Verbindung stand, lebte damals in Schlessien. Er und der preussische Oberberggrath von Charpentier gaben dem jungen Mineralogen vollständige Auskunft über die für sein Studium besonders merkwürdigen Gegenstände, und verschafften ihm zugleich alle Erleichterung, um sie mit Nutzen zu betrachten. Eingeführt von dem Grafen von Gesler, wurde er von dem Grafen zu Stollberg in Peterswalda und von dem Minister Grafen Reden in Buchwald mit Wohlwollen aufgenommen, die großen und reizenden Naturscenen wirkten mächtig auf sein empfängliches Gemüth, und er rechnete seinen Aufenthalt in Schlessien zu den glücklichsten Tagen seines Lebens. Seine Gefühle darüber hat er in einigen Gedichten ausgesprochen.

Von dieser Zeit an wurde überhaupt in seinen poetischen Producten mehr Ernst und Tiefe, vorzüglich aber ein frommer altdeutscher Sinn bemerkbar. Er hatte die Religion nicht als finstere Zuchtmeisterin und Störrerin unschuldiger Freuden, sondern als seelenerhebende Freundin kennen gelernt. Seine ganze Erziehung war darauf gerichtet, daß er durch edlere Triebfedern, als durch Furcht, bestimmt werden sollte, und frühzeitig gewöhnte er sich, das Heilige zu verehren. Daher die Unbefangenheit und Wärme, mit der er das Herzliche des Christenthums auffaßte. Zu einer Zeit, da die übermüthige Stimmung einer kraftvollen und sorglosen Jugend bei ihm die herrschende war, entstanden ohne alle äußere Veranlassung aus innerm Drange seine geistlichen Sonnette. Schon ihre Einfachheit bürgt dafür, daß sie nicht zu den Producten der Mode gehörten. Er selbst schrieb darüber in einem vertrauten Briefe: „Ich denke, daß sich das Sonnett zu dieser Gattung recht eigne, denn es liegt in dem Versmaß so eine Ruhe und Liebe, die bei den kunstlosen Erzählungen der heiligen Schrift recht an ihrem Orte ist.“

Eben so wenig hätte man damals nach seiner Aussen Seite die erste Idee eines Taschenbuchs für Christen von ihm erwartet. Es sollte aus historischen Aufsätzen, geistlichen Sonnetten und Liedern, oder sonstigen poetischen Ergreifungen einzelner Stellen aus der Bibel bestehen, und durch eine Reihe von passenden Kupferstichen geschmückt werden. Ein damaliger Brief von ihm enthält darüber folgende Worte: „Soll uns denn die Religion, für die unsre Väter kämpften und starben, nicht eben so begeistern, und sollen diese Töne nicht manche Seele ansprechen, die noch in ihrer Heiligkeit lebt? Es giebt so schöne Züge der religiösen Begeisterung in den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs und vorher, die auch ihren Sängern verlangen.“ — Die Ausführung eines solchen Plans wurde damals durch unerwartete Schwierigkeiten gehindert, obwohl Körners Vater sich mit Eifer dafür verwendete, und der Buchhändler Götschen zu dieser Unternehmung bereit war.

Körners akademische Laufbahn in Freiberg endigte im Sommer 1810, und er wünschte anfänglich in Tübingen seine Studien fortzusetzen, um dort besonders Kielmeyers Unterricht zu benutzen. Später entschied er sich für die neu errichtete Universität in Berlin, wo für seine wissenschaftlichen Zwecke sich mehrere günstige Umstände vereinigten. Es sollte jedoch Leipzig, wo Körners Vater geboren war, wo noch mehrere seiner Verwandten und Freunde lebten, und wo es auch für die Bedürfnisse des Sohns nicht an verdienstvollen Lehrern fehlte, nicht ganz vorbei gegangen werden, sondern ein halbes Jahr wurde zu einem dortigen Aufenthalte bestimmt. Die Vorlesungen in Freiberg endigten zu spät, um zu Anfang des Sommerhalbjahres in Leipzig einzutreffen, und die Zwischenzeit wurde auf Reisen verwendet. Körner begleitete seine Aeltern nach Karlsbad, machte dort sehr angenehme Bekanntschaften, und

verlebte nachher einige glückliche Wochen in Löbichau, wo ihn eine Beschädigung am Fuße länger zu verweilen nöthigte, als er sich vorgenommen hatte. Eine beschlossene mineralogische Reise auf den Harz mußte er daher aufgeben.

Für die Abendunterhaltungen in Löbichau wurde auch durch Schriftstellerei gesorgt. Eine geistreiche Dame im Gefolge der Frau Herzogin von Curland, ein Arzt und ein Künstler vereinigten sich mit Körnern, um sogenannte Theebblätter zu liefern, die bloß in der Handschrift für die dortige Gesellschaft bestimmt waren. Körner war eben damals zuerst vor dem Publicum als Autor aufgetreten. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien unter dem Titel: Knospen. Es wäre vielleicht gegen eine so frühzeitige Autorschaft manches einzuwenden gewesen, aber Körners Vater fand dabei überwiegende Vortheile. Der junge Dichter sollte auch die Stimme des strengen Tadels vernehmen, sollte auf Mängel aufmerksam gemacht werden, die den Blicken der Freunde entgangen waren, sollte die Probe bestehen, ob ihn selbst harte und ungerechte Urtheile niederschlagen, oder zu neuen Versuchen auffordern würden.

Zu der Zeit, da er in Leipzig eintraf, gab es dort unglückliche Verhältnisse unter den Studenten. Zwei Parteien standen mit großer Erbitterung einander gegenüber, und Körner konnte dabei nicht neutral bleiben. Er entschied sich nach eigener Ansicht und nach frühern schon in Freiberg angeknüpften Verbindungen. Zu den Denommissen gehörte er nicht, aber seine Phantasie erhöhte für ihn den eigenthümlichen Reiz des Studentenlebens. Er suchte indessen mit ziemlichem Erfolg das Ungleichartige zu vereinigen. Mit Geschichte und Philosophie beschäftigte er sich ernstlich, widmete mehrere Stunden der Anatomie, wurde Mitglied einer ästhetischen Gesellschaft, und der Makaria — eine Verbindung zu Seifearbeiten und geselligem Vergnügen — errichtete einen Dichterklub, war in den angesehensten Häusern wohl aufgenommen, und galt zugleich in dem Kreise lebensfroher Jünglinge, die durch den Druck der bürgerlichen Verhältnisse noch nicht gebeugt waren, für einen tüchtigen Cameraden. Wenn er alsdann sich gegen Beschränkungen sträubte, keine Verletzung seines Ehrgefühls duldet, und in dem Eifer für seine Freunde keine Mäßigung kannte, so war es begreiflich, daß er nicht jede Forderung befriedigte, die von der akademischen Obrigkeit Amtshalber an ihn gemacht wurde.

In Berlin, wo er zu Ostern 1811 ankam, fand er einen vieljährigen Freund seiner Aeltern, den Hofrath Parthey, dessen herzliche Aufnahme ihm sehr wohl that. Sein Vater durfte ihn wegen früherer Verbindungen auch dem Grafen von Hoffmannsegg empfehlen, der ihn mit Güte empfing und die Leitung seines botanischen Studiums übernahm, das nunmehr besonders mit Ernst getrieben werden sollte. Ein anderer Theil seiner Zeit war in dem ersten halben Jahre zu Benutzung der dortigen Lehrer in der Philosophie und Geschichte be-

stimmt. Zugleich hatte er durch den Hofrath Parthey den Vortheil eines unbeschränkten Gebrauchs der ansehnlichen Nicolaischen Privat-Bibliothek, und für die Abende versprach ihm das Zeltersche Sing-Institut und das Theater manchen schönen Genuß. Alle diese günstigen Aussichten wurden durch ein dreitägiges Fieber vereitelt, das ihn zu Anfang des Mai's überfiel, mehrere Wochen anhielt und wegen letzterer Rückfälle eine solche Ermattung zur Folge hatte, daß zu seiner Wiederherstellung sehr wirksame Maßregeln getroffen werden mußten. Eine Reise wurde für wohlthätig gehalten und schien unbedenklich, da die noch übrigen Vorlesungen des Sommerhalbjahres, nachdem er die vorherigen durch seine Krankheit eingebüßt hatte, von wenigem Nutzen für ihn sein konnten. Er verweilte einen Monat in Karlsbad mit seinen Aeltern, und von dort hätte ihn sein Wunsch nach den Rheingegenden und nach Heidelberg geführt. Seinem Vater hingegen mißfiel der damals unter den Studirenden auf den meisten deutschen Universitäten herrschende Geist, und es lag ihm daran, den Sohn in eine Lage zu versetzen, wodurch auf einmal alle solche Verbindungen abgebrochen würden, die bei seinem feurigen Temperamente einen nachtheiligen Einfluß auf ihn haben konnten. Es trat hier ein besonderer Fall ein, wo allgemeine Regeln nicht hinreichen. Ein hoffnungsvoller Jüngling sollte auf einen höheren Standpunkt gestellt, sein Gesichtskreis erweitert, und der Trieb zu neuen Fortschritten nach dem Ziele einer vollendeten Ausbildung in ihm belebt werden. Dies alles erwartete der Vater aus mehreren Gründen von einem Aufenthalte in Wien. Außer den allgemeinen Vorzügen dieser Hauptstadt rechnete er besonders auf das Haus des Königl. Preuss. Ministers und Gesandten, Wilhelm von Humboldt, mit dem er seit mehreren Jahren in genauer Verbindung stand. Auch hatte er wegen freundschaftlicher Verhältnisse mit Friedrich Schlegeln von diesem verdienstvollen Gelehrten eine erwünschte Aufnahme für seinen Sohn zu hoffen. Vor den Gefahren einer großen Stadt war dieser Sohn mehr als andere Jünglinge durch einen Charakter geschützt, zu dem der Vater Vertrauen haben durfte, und nie hat er Ursache gehabt, dieses Vertrauen zu bereuen.

Mit dem August 1811, als der Zeit, da Theodor Körner in Wien eintraf, begann für ihn eine entscheidende Periode. Er fand sich in einer neuen Welt voll frischen jugendlichen Lebens, fühlte sich in der glücklichsten Stimmung, verlor aber dabei die Besonnenheit nicht. Ohne die Gelegenheiten zu geistreichem Umgang zu versäumen, oder die edleren Genüsse sich zu versagen, die sich ihm darboten, widmete er einen großen Theil des Tags ernstlichen Studien und war besonders fruchtbar an dichterischen Productionen. Ungehindert und mit Einverständnis seines Vaters konnte er sich nunmehr dem inneren Triebe zur Poesie überlassen, da ihm äußersten Falls die in Freiberg erworbenen Kenntnisse eine unabhängige Existenz für die Zukunft sicherten. Was der

Vater verlangte, war nicht die Vorbereitung zu einem besondern Geschäft, sondern die vollständige Ausbildung eines veredelten Menschen. Denn nur einen solchen hielt er für berechtigt, sein Inneres als Dichter laut werden zu lassen. Auch erkannte der Sohn besonders die Nothwendigkeit gründlicher Kenntnisse in der Geschichte, so wie in alten und neueren Sprachen. Bei dem historischen Studium war indessen oft eine poetische Nebenabsicht, indem zu irgend einem dramatischen Werke Materialien aufgesucht wurden.

Lange beschäftigte er sich mit den Vorarbeiten und dem Plan eines Trauerspiels: Conradin, das aber nicht zur Ausführung kam. Manches, worauf ihn der Stoff führte, konnte vielleicht bei der Censur Anstoß geben, und ihm war gleichwohl darum zu thun, sein Werk auf das Theater zu bringen. Seine ersten Versuche waren zwei Stücke von einem Acte in Alexandrinern, die Braut und der grüne Domino. Beide wurden im Januar 1812 mit vielem Beifall aufgenommen. Eine Posse: der Nachtwächter, machte ebenfalls Glück. Körner fing nun an, sich in leidenschaftlichen und tragischen Stoffen zu versuchen, die für ihn anziehender waren. Eine Erzählung von Heinrich von Kleist wurde mit einigen Abänderungen als Drama in drei Acten unter dem Titel Toni bearbeitet. Kurz darauf entstand ein schauderhaftes Trauerspiel von einem Acte: die Sühne. Jetzt hielt er sich für vorbereitet, um eine Darstellung des ungarischen Leonidas, Triny, zu wagen. Auf diese folgte ein erschütterndes Drama, Hedwig, und ein Trauerspiel: Rosamunde, aus der englischen Geschichte. Sein letztes theatralisches Werk aus der ernstlichen Gattung war Joseph Heyderich, wobei eine wahre Begebenheit — die Aufopferung eines braven österreichischen Unterofficiers für seinen Lieutenant — zum Grunde lag. Zwischen diesen Arbeiten fand er noch Zeit, drei kleine komische Stücke: den Vetter aus Bremen, den Wachtmeister und die Gouvernante, ingleichen zwei Opern: das Fischermädchen, oder Haß und Liebe, und den vierjährigen Posten, außer mehreren kleinen Gedichten, zu liefern, und eine vorher angefangene Oper: die Bergknappen, zu vollenden. Von einer Oper, die er für Beethoven bestimmt hatte, die Rückkehr des Ulysses, war auch schon ein Theil fertig, und Pläne zu größern und kleinern Stücken waren in Menge vorhanden. Dies alles würde er in einem Zeitraume von höchstens 15 Monaten nicht haben leisten können, wenn ihm nicht eine große Leichtigkeit der Versification zu Statten gekommen wäre, die er sich durch die häufigen frühern Uebungen erworben hatte. Die Aufsuchung historischer Materialien und die Entwerfung des Plans kostete ihm allemal die meiste Zeit. Zur Ausführung eines größern Werks bedurfte es nur einiger Wochen, aber bei völliger Zurückgezogenheit und ununterbrochener Anstrengung. Ein Sommeraufenthalt in Döblin

gen, einem freundlichen Dorfe bei Wien, war ihm hierzu besonders günstig.

Für seine Producte fand er im Ganzen eine Aufnahme, wie er sie kaum besser wünschen konnte. Das Publicum zeigte sich am wärmsten bei der ersten Aufführung des *Prinz*. Der Dichter wurde herausgerufen, was in Wien eine ganz ungewöhnliche Erscheinung ist. Aber auch einzelne Stimmen von Kunstverständigen waren für ihn sehr aufmunternd, und aus der Ferne gelangte an ihn ein erfreuliches Urtheil von Göthen, auf dessen Veranstaltung die *Braut*, der *Domino* und die *Söhne* mit vorzüglicher Sorgfalt und mit Beifall in Weimar aufgeführt wurden.

Wien erfüllte vollkommen, was Vater und Sohn davon gehofft hatten, und übertraf noch weit ihre Erwartungen. Die reizenden Umgebungen und die Kunstschätze dieser Hauptstadt gewährten dem jungen Körner vielfältigen Genuß. Er lernte, besonders die lieblichen und romantischen Ufer der Donau auf einer Rückreise von Regensburg kennen, wohin er einen Freund begleitete hatte. Die fröhliche Welt, von der er sich umringt sah, und in der er bald einheimisch wurde, setzte ihn in die glücklichste Stimmung. Weit entfernt, dadurch zu erschaffen, erhielt seine rüstige Natur einen neuen Schwung; alle Kräfte wurden aufgeregt, das Ziel immer höher gesteckt und eine belehrende, warnende, auffodernde Stimme nicht vergebens gehört, wenn sie durch Geist, Kenntnisse, Erfahrung oder weibliche Anmuth sich seine Achtung erworben hatte. Viel dankte er auf solche Art nicht nur dem Humboldtischen und Schlegel'schen Hause, sondern auch den gebildeten Zirkeln bei der rühmlich bekannten Dichterin Caroline Fichler und bei der Frau von Pereira.

Daß aber die ungeschwächte Jugendkraft mitten unter den Gefahren einer verführerischen Hauptstadt nicht verwilderte, war vorzüglich das Werk der Liebe. Ein holdes Wesen, gleichsam vom Himmel zu seinem Schutzengel bestimmt, fesselte ihn durch die Reize der Gestalt und der Seele. Körners Aeltern kamen nach Wien, prüften und segneten die Wahl ihres Sohns, erfreuten sich an den Wirkungen eines edlen begeisterten Gefühls, und sahen einer schönen Zukunft entgegen, als ein glückliches Ereigniß den Zeitpunkt zu beschleunigen schien, der das liebende Paar vereinigen sollte.

In Deutschland kennt man nur eine einzige Stelle, die einem Dichter für die Ausübung seiner Kunst eine unabhängige Existenz verschafft, und diese wurde dem jungen Körner zu Theil. Seine Ernennung zum Hoftheaterdichter in Wien war die Folge des Beifalls, mit dem das Publicum seine dramatischen Producte, und besonders den *Prinz*, aufgenommen hatte. Durch die mit dieser Anstellung verbundenen Vortheile wurde ihm ein hinlängliches Einkommen gesichert.

Körner galt unter seinen Bekannten damals für einen Günstling des Glücks, und gleichwohl hatte er nie über Neid und Cabale in seinen theatralischen Verhältnissen

zu klagen. Durch anspruchlosen Frohsinn und kleine Gefälligkeiten stand er fast mit allen Kunstgenossen im besten Vernehmen. Bei der Aufführung seiner Stücke war der Eifer unverkennbar, mit dem die vorzüglichsten Mitglieder des Theaters ihr ganzes Talent für eine gelungene Darstellung aufboten.

Die Aufmerksamkeit, welche seine Producte nummehr auch bei der ersten Classe der Nation erregten, gab zu Anfange des Jahres 1813 zu einer Auszeichnung Anlaß, die für Körner einen großen Werth hatte. Bei seinem tiefen Gefühl für Deutschlands damaligen Zustand war die Schlacht von Aspern sein Trost, und Erzherzog Karl sein Held. Ihm widmete er zwei Gedichte voll kriegerischer Begeisterung, und hatte die Freude, daß der verehrte Fürst ihn zu sich rufen ließ und seine freimüthigen Aeußerungen mit Wohlwollen aufnahm.

Körners Entschluß, sich als einen der Kämpfer für Deutschlands Rettung zu stellen, sobald sich irgend eine Möglichkeit des Erfolges zeigen würde, war schon damals gefaßt. Der preussische Aufruf erschall, und nichts hielt ihn mehr zurück. „Deutschland steht auf,“ schrieb er an seinen Vater, „der preussische Adler erweckt in allen treuen Herzen, durch seine kühnen Flügelschläge, die große Hoffnung einer deutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande — laß mich ihr würdiger Jünger sein. — Jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es, bei Gott, ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. — Eine große Zeit will große Herzen, und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung — ich muß hinaus und dem Wogensturm die muthige Brust entgegen drücken. Soll ich in feiger Begeisterung meinen stiegenden Brüdern meinen Jubel nachslehern? — Ich weiß, du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen — Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. — Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel, daß aber dies Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft und der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Ueberzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegen gestellt werden darf.“

Theodor Körner verließ Wien am 15. März 1813, mit sehr guten Empfehlungen an einige vorzüglich bedeutende Männer im preussischen Heere verleben. Als er in Breslau ankam, hatte eben der damalige Major von Lützow die Errichtung der unter seinem Namen bekannten Freischaar angekündigt. Auf seinen Ruf strömten von allen Seiten gebildete Männer und Jünglinge zum Kampfe für Deutschlands Freiheit herbei. Begeisterung für die höchsten Güter des Lebens vereinigte

hier die verschiedensten Stände, Officiere, die schon mit Auszeichnung gedient hatten, mit angesehenen Staatsbeamten, mit Gelehrten und Künstlern von Verdienst, mit vermögenden Gutsbesitzern und mit einer hoffnungsvollen Jugend. Von einem solchen Bunde mußte Theodor Körner sich unwiderstehlich angezogen fühlen, und sein Beitritt erfolgte am 19. März auf die erste Veranlassung.

Wenig Tage darauf wurde die Lügowsche Freischaar in einer Dorfkirche nicht weit von Zobten feierlich eingeseget. In Körners Briefen findet sich darüber folgende Stelle:

„Nach Absingung des Lieds“ (eines Choralgesangs, den Körner gedichtet hatte) „hielt der Prediger des Orts, Peters mit Namen, eine kräftige, allgemein ergreifende Rede. Kein Auge blieb trocken. Zuletzt ließ er uns den Eid schwören, für die Sache der Menschheit, des Vaterlandes und der Religion weder Blut noch Gut zu schonen und freudig zum Siege oder Tode zu gehen. Wir schworen! — Drauf warf er sich auf die Knie und flehte Gott um Segen für seine Kämpfer an. Bei dem Allmächtigen, es war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todesweibe flammend zuckte, wo alle Herzen heldemüthig schlugen. Der mit Würde vorgesezte und von allen nachgesprochene Kriegseid, auf die Schwerter der Officiere geschworen, und: Eine feste Burg ist unser Gott &c. machte das Ende dieser herrlichen Feierlichkeit.“

Für den Dienst zu Fuß hatte sich Körner durch mineralogische Wanderungen abgehärtet, und sowohl dadurch als durch öftere Uebungen im Schießen dazu vorbereitet. Dies bestimmte seine Wahl bei dem Eintritt in die Freischaar. Er widmete sich seinen Obliegenheiten mit anhaltendem Eifer und Pünktlichkeit. Als tüchtiger Camerad erwarb er sich bald die Achtung seiner Waffenbrüder, und gewann ihre Liebe als willkommener und treuer Gefährte in Freude und Leid. War irgendwo Hülfe nöthig, so scheuete er weder Aufopferung noch Gefahr, und in fröhlichen Zirkeln erhöhte er den Genuß der Gegenwart durch glücklichen Humor und gesellige Talente. Zwar finden sich in seinen damaligen Briefen und Gedichten häufige Spuren von Todesahnung, aber dies trübte seine Stimmung nicht, sondern mit freier und muthiger Seele ergriff er zu jeder Zeit, was der Augenblick darbot, und wozu er ihn aufforderte.

Was in den Stunden der Muße ihn vorzüglich beschäftigte, waren kriegerische Gesänge. Viel erwartete er dabei von der musikalischen Wirkung, und mehrere seiner Lieder erhielten ihre rhythmische Form nach gewissen einfachen und kräftigen Compositionen, die ihn besonders ansprachen. Auch sammelte er fremde Gedichte, die es werth waren, von deutschen Kriegern gesungen zu werden, und bemühte sich, passende Melodien dafür zu erfinden. Er sah mit inniger Freude

von einem Publicum sich umgeben, bei dem jeder Funke zündete.

Daß aber bei Körnern Poesie und Musik dem Ernste des Dienstes keinen Eintrag thaten, davon waren sowohl seine Vorgesetzten, als seine Cameraden überzeugt. Auf ihn fiel die Wahl, als kurz nach seinem Eintritt in das Corps die Stelle eines Oberjägers durch die Stimmen der Waffenbrüder zu besetzen war. Er hatte den Major von Peterssdorf, der die Infanterie des Corps commandirte, auf einer Geschäftsreise zu begleiten, und erhielt den Auftrag, eine Aufforderung an die Sachsen zum gemeinschaftlichen Kampfe für die gute Sache abzufassen.

Diese Reise brachte ihn eine Woche früher nach Dresden, als die Lügowsche Freischaar dort eintraf. Zum letzten Male sah er hier die Seinigen, und empfing den väterlichen Segen zu seinem Beruf.

Ein Freund des Vaters, der Königl. Preussische Major Wilhelm von Rödder, — der nachher in der Schlacht bei Culm an der Spitze seines Bataillons sich opferte — war damals bei dem Hauptquartier des Generals von Winzingerode angestellt. Dieser wünschte Theodor Körner bei sich zu haben, und war im Stande, seine Dienstverhältnisse sehr interessant und angenehm zu machen. Aber Körner blieb seinen frühern Verbindungen treu, und folgte dem Lügowschen Corps nach Leipzig, wo er am 24. April durch die Stimmen der Cameraden zum Lieutenant gewählt wurde.

Die Freischaar hatte sich verstärkt und sollte nunmehr in Verbindung mit zwei andern fliegenden Corps im Rücken der feindlichen Armee gebraucht werden, um ihre Operationen durch den kleinen Krieg zu erschweren. Es waren jedoch die erwähnten zwei fliegenden Corps, welche auf beiden Flanken der Freischaar operiren sollten, aber erst später Heranrücken konnten, wegen der nachher eingetretenen Ereignisse gar nicht im Stande, ihre Bestimmung zu erreichen. Indessen geschah durch den Major von Lügow am 26. April ein Versuch, bei Scopau über die Saale nach dem Harze vorzudringen; aber nach bewirktem Uebergange ging sichere Nachricht ein, daß schon ein bedeutendes französisches Armecorps unter dem Vicekönig nach den Gegenden sich bewege, welche die Freischaar zu passiren gehabt haben würde, ehe sie das Gebirg erreichen konnte. Auch wurden eben damals die von den verbündeten Heeren vorausgeschickten leichten Truppen durch die feindliche Uebermacht zurückgedrängt. Es schien daher nach der Lage der Umstände das einzige ausführbare Mittel, um der erhaltenen Instruction zu genügen, auf dem rechten Elbufer sich einem der mehr unterhalb aufgestellten verbündeten Truppen-Corps zu nähern und, mit diesem vereint oder als Stützpunkt es benutzend, den des fremden Jochs müden Bewohnern des nördlichen Deutschlands Beistand zu leisten, die für ihre Befreiung alle Kräfte, welche der Feind damals noch für sich zu benutzen verstand, aufzubieten bereit waren.

Der Major von Lützow führte seine Schaar über Dessau, Zerbst und Havelberg bis in die Gegend von Lenzen. Hier ging die Freischaar mit dem General Grafen von Wallmoden über die Elbe, um den nordwestlich von Danneberg stehenden Feind anzugreifen. Dies geschah, unter dem Oberbefehl des genannten Generals, bei der Gohrde, woselbst am 12. Mai ein lebhaftes Gefecht vorkam. Die Franzosen wurden mit dem entscheidendsten Erfolg zurückgedrängt, wobei die preussische reitende Artillerie sich sehr auszeichnete, und die, anfangs zu ihrer Deckung commandirte Lützowsche Cavallerie dem Feinde nachher so lange nachsetzte, als der Plan es vorschrieb. Der General fand sich bewogen, die erlangten Vortheile nicht weiter zu verfolgen, und ging am 13. Mai mit allen Truppen bei Dömitz wieder über die Elbe zurück. Der Major von Lützow konnte daher auch in diesem Augenblick seinen Vorsatz, den Feind im Rücken seines Heers zu beunruhigen, noch nicht ausführen. Inmitten waren nach der Schlacht bei Groß-Görschen die Franzosen über Dresden nach der Lausitz vorgerückt, und die Klugheit erforderte, auf Deckung der Grenzen von allen Seiten Bedacht zu nehmen. Das Lützowsche Corps war übrigens verschiedentlich von commandirenden Generalen, in deren Nähe es kam — seinem eigentlichen Zweck zuwider — zur Deckung von Uebergängen und Brückenköpfen angewandt, und dadurch in seinem Zug gehemmt, wenn gleich nie dauernd aufgehalten worden. Eine gute Gelegenheit zur Anwendung der Kräfte schien sich darzubieten, als nach der Mitte des Mai der Landsturm organisiert ward, und das Militair-Gouvernement der Lande am rechten Elbufer, für den Fall eines feindlichen Angriffs, den Nutzen nicht verkannte, welcher sich gerade für die dabei anwendbare Gattung des kleinen Krieges aus der Nähe der Freischaar und ihrer Führer ergab.

Während der Verhandlungen über diesen Gegenstand war man fortdauernd mit regelmäßiger Organisation und Verstärkung der Freischaar aus Hülfsmitteln, die das linke Elbufer darbot, wo man sie dem Feinde entzog, beschäftigt. Die Wehrhaftmachung eines Theils der braven Altmärker geschah in der Absicht, um von da weiter vorzubringen. Zu diesem Zweck umgab die Cavallerie des Corps die Gegend von Stendal und verweilte dort mehrere Tage.

Für Körners Ungeduld war diese Zeit der Unthätigkeit bei der Infanterie des Corps sehr drückend, und sein Gefühl sprach in einem Gedichte sich aus, das in der Sammlung: *Leyer und Schwert*, befindlich ist. Aber bald zeigte sich auch ihm eine Möglichkeit, seine Kräfte zu regen. Er folgte am 24. Mai der Cavallerie nach Stendal, als Mitglied der Commission, welche vom Chef bestimmt war, um die westphälischen Civilbehörden zur Mitwirkung für die Zwecke der raschen militairischen Organisation anzuhalten, und erfuhr bei dieser Gelegenheit am 28. Mai, daß der Major von Lützow mit vier Schwadronen von seiner Reiterei und

fünfzig Kosacken am folgenden Morgen einen Streifzug nach Thüringen zu unternehmen beschlossen habe. Körner bat dringend, ihn begleiten zu dürfen, erbot sich zum Dienst bei der Reiterei, und erhielt, was er wünschte, indem er von dem Major von Lützow, welcher ihn schätzte und gern in seiner Nähe sah, als Adjutant angestellt wurde.

Der Zug ging in zehn Tagen über Halberstadt, Eisleben, Buttstädt und Schlags nach Plauen, nicht ohne Gefahr wegen der feindlichen Corps, die in den dortigen Gegenden zerstreut waren, aber auch nicht ohne befriedigenden Erfolg. Erkundigungen wurden eingezogen, Kriegsvorräthe erbeutet und Couriere mit wichtigen Briefschaften aufgefangen. Die kühne Schaar erregte Aufsehen und erbitterte den Feind besonders durch Unterbrechung der Communication. Ein Plan wurde von dem französischen Kaiser gemacht, daß von allen denen, die an diesem Wagstücke Theil genommen hatten, zum abschreckenden Beispiel kein Mann übrig bleiben sollte. Der damals eben abgeschlossene Waffenstillstand schien hierzu eine Gelegenheit darzubieten, die besonders der Herzog von Padua benutzte, der am 7. Junius durch die Generale Woronzof und Czerniczef unter Mitwirkung zweier Bataillone der Lützowschen Infanterie in Leipzig eingeschlossen war, und nur durch die Einstellung der Feindseligkeiten gerettet wurde.

Von dem Waffenstillstande hatte der Major von Lützow in Plauen eine Nachricht erhalten, die für officiell gelten konnte. Ohne daher irgend einen Widerstand zu erwarten, wählte er den kürzesten Weg, um sich mit der Infanterie seines Corps zu vereinigen, erhielt von den feindlichen Befehlshabern die beruhigendsten Zusicherungen, und gelangte ungehindert auf der Chaussée bis nach Ritzien, einem Dorfe in der Nähe von Leipzig. Hier aber sah er sich auf einmal von einer bedeutenden Uebermacht umringt und bedroht. Theodor Körner wurde abgeschickt, um darüber eine Erklärung zu verlangen; aber statt aller Antwort hieb der feindliche Anführer auf ihn ein, und von allen Seiten begann in der Dämmerung der Angriff auf drei Schwadronen der Lützowschen Reiter, ehe diese noch den Säbel gezogen hatten. Ein Theil wurde verwundet und gefangen, ein Theil zerstreute sich in die umliegenden Gegenden, aber der Major von Lützow selbst rettete sich durch Hülf der Schwadron Uhlanen, welche, da sie mit den Kosacken den Vortrab machte, nicht zu gleicher Zeit überfallen worden war, und erreichte mit einer beträchtlichen Anzahl das rechte Elbufer, wo die Infanterie und eine Schwadron der Cavallerie seines Corps sich befand.

Körnern hatte der erste Hieb, den er nicht pariren konnte, da er zufolge seines Auftrags, ohne den Säbel zu ziehen, sich dem feindlichen Anführer näherte, schwer in den Kopf verwundet, und ein zweiter ihn nur leicht verletz. Er sank zurück, raffte sich aber sogleich wieder auf, und sein tüchtiges Pferd brachte ihn glück-

lich in den nächsten Wald. Hier war er eben beschäftigt, mit Hilfe eines Cameraden sich die Wunden für den ersten Augenblick zu verbinden, als er einen Trupp verfolgender Feinde auf sich zureiten sah. Die Gegenwart des Geistes verließ ihn nicht, und in den Wald hinein rief er mit starker Stimme: „die vierte Escadron soll vorrücken.“ Die Feinde stugten, zogen sich zurück, und ließen ihm Zeit, sich tiefer ins Gebälz zu verbergen. Es war dunkel geworden, und im Dickicht fand er eine Stelle, wo er nicht leicht entdeckt werden konnte.

Der Schmerz der tieferen Wunde war heftig, die Kräfte schwanden und die letzte Hoffnung erlosch. In den ersten Stunden der Nacht hörte er von Zeit zu Zeit noch die verfolgenden Feinde, die in seiner Nähe den Wald durchsuchten; aber nachher schlief er ein, und beim Erwachen am anderen Morgen sah er zwei Bauern vor sich stehen, die ihm Beistand anboten. Er hatte diese Hilfe einigen Cameraden zu verdanken, die in der vergangenen Nacht durch den Wald sich geslüchtet und bei einem Wachtfeuer zwei Landleute bemerkt hatten, die das zu einem dortigen Wehrbau bestimmte Holzwerk vor Entwendung sicher stellen sollten. Diese wurden von den Lügowschen Reitern über ihre Gesinnungen geprüft, und als sie des Vertrauens werth schienen, zur Rettung eines verwundeten Officiers aufgefodert, der sich im Walde verborgen habe, und ihre Dienste gewiß belohnen werde. Als es ihnen gelang, Körnern aufzufinden, war er durch den starken Blutverlust im höchsten Grad entkräftet. Seine Netter verschafften ihm stärkende Lebensmittel, und führten ihn auf abgelegenen Wegen heimlich nach dem Dorfe Groß-Zschocher, ohngeachtet ein feindliches Commando sich dort aufhielt. Ein nicht ungeschickter Landwundarzt verband hier seine Wunden, mehrere deutschgesinnte Bewohner des Dorfs waren zu jeder Unterstützung bereit, und es gab keinen Verräther, obgleich die feindlichen Reiter, die Körnern auf der Spur waren, und sogar wußten, daß er eine bedeutende Cassé der Lügowschen Freischaar bei sich hatte, es an Drohungen und Versprechungen nicht fehlen ließen. Von Groß-Zschocher schrieb Körner an einen Freund in Leipzig, der mit dem wärmsten Eifer sofort alle nöthige Anstalten traf.

Leipzig seufzte unter französischem Joche, und die Verbergung eines Lügowschen Reiters war bei harter Strafe verboten. Aber Körners Freunde schreckte keine Gefahr. Einer von ihnen besaß einen Garten, zu dem man von Groß-Zschocher aus, theils zu Wasser, theils auf einem wenig betretenen Fußsteige, durch eine Hinterthüre gelangen konnte. Dieser Umstand wurde benutzt, und Körner auf eine solche Art heimlich und verkleidet in die Vorstadt von Leipzig gebracht. Dies gab ihm auch Gelegenheit, die ihm anvertraute Cassé zu retten, die nach der Schlacht bei Leipzig dem Corps zugesellt wurde. Ohne entdeckt zu werden, erhielt er hier die nöthige chirurgische Hilfe, und nach fünfztägiger

Pflege war er im Stande, Leipzig zu verlassen, und von der peinlichen Sorge für das Schicksal seiner dortigen Freunde, die so viel für ihn wagten, sich zu befreien.

Der Zustand seiner Wunde erlaubte nur kurze Tagerreisen, und dies vermehrte die Gefahr der Entdeckung in einem überall von feindlichen Truppen besetzten Lande. Karlsbad schien unter damaligen Umständen der beste Zufluchtsort. Körner hatte dort eine freundliche Aufnahme zu erwarten, und es bot sich Gelegenheit dar, ihm auf dem Wege, der dahin führte, hinlängliche Ruhepunkte und ein sicheres Fortkommen zu verschaffen. In Karlsbad fand er eine mütterliche Pflegerin an der Frau Kammerherrin Elisa von der Recke, und einen vorzüglichen Arzt für seine durch die Reise schlimmer gewordene Wunde an einem Hofrath Sulzer aus Ronneburg. Nach ohngefähr vierzehn Tagen war er im Stande, Karlsbad zu verlassen und sich über Schlesien nach Berlin zu begeben, wo er die nöthigen Anstalten zu treffen hatte, um vor Endigung des Waffenstillstandes in seinen vorigen Posten wieder einzutreten. Während dieses letzten Aufenthalts in Schlesien und in Berlin genoß er noch manche glückliche Stunde, erneuerte seine früheren Verbindungen, und wurde hier, so wie in Karlsbad, durch Beweise des Wohlwollens von Personen erfreut, deren günstige Meinung ihm höchst schätzbar sein mußte.

Völlig geheilt und ausgerüstet eilte er nunmehr zu seinen Waffenbrüdern zurück, um an ihrer Seite den unterbrochenen Kampf aufs neue zu beginnen. Die Lügowsche Freischaar stand damals nebst der russisch-deutschen, ingleichen der hanseatischen Legion und einigen englischen Hülfstruppen, unter dem General von Wallmoden auf dem rechten Elbufer oberhalb Hamburg. Davoust bedrohte mit einer an sich überlegenen und durch dänische Truppen bedeutend verstärkten Macht von Hamburg aus das nördliche Deutschland. Am 17. August erneuerten sich die Feindseligkeiten, und das Lügowsche Corps, das zu den Vorposten gebraucht wurde, war von nun an fast täglich im Gefecht. Körner sagte zu seinen Freunden: der Genius des großen Königs, mit dessen Todestage das Wiederbeginnen des Kampfes für deutsche Freiheit eintrete, würde günstig walten für sein Volk. In der Bivouakhütte bei Büchen an der Stecknis begann er an diesem Tage das Kriegsalied: *Männer und Buben, zu dichten, das mit den Worten anfängt: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los.“*

Der Major von Lühow bestimmte am 26. August einen Theil der Reiterei seiner Freischaar zu einem von ihm selbst im Rücken des Feindes auszuführenden Streifzuge. Man erreichte am Abend einen Ort, wo für die Franzosen eine Bewirthung bereitet war. Die Truppen machten Gebrauch davon, und nach ein Paar Stunden Rast wurde der Marsch bis nach einem Walde unweit Rosenburg fortgesetzt, wo man im Versteck auf den Kundschafter wartete, der über die nähern Zugänge eines in der Entfernung von ein Paar Stunden We-

ges befindlichen, schlecht bewahrten feindlichen Lagers, dessen Ueberfall beabsichtigt wurde, Nachricht bringen sollte. Mittlerweile gewährten einige, auf einer Anhöhe lauernde Kosaken um 7 Uhr Morgens einen herandrückenden, von zwei Compagnien Infanterie begleiteten Transport von Munition und Lebensmitteln. Diesen aufzuheben wurde sogleich beschloffen und es gelang vollständig. Der Major von Lützow befehligte die Kosaken (100 Pferde), den Angriff in der Spitze zu machen, nahm eine halbe Escadron, um dem Feinde in die Flanke zu fallen, und ließ die andere Hälfte, um den Rücken zu decken, geschlossen halten. Er selbst führte den Zug, der die Flanke angriff, und Körner war als Adjutant an seiner Seite. — Eine Stunde zuvor entstand während der Nacht im Gehölze Körners letztes Gedicht: das Schwertlied. Am dämmernden Morgen des 26. August hatte er es in sein Taschenbuch geschrieben, und las es einem Freunde vor, als das Zeichen zum Angriff gegeben wurde.

Auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin, nahe an dem Gehölz, welches eine halbe Stunde westlich von Rosenburg liegt, kam es zum Gefecht. Der Feind war zahlreicher, als man geglaubt hatte, aber nach einem kurzen Widerstande floh er, durch die Kosaken nicht zeitig genug aufgehalten, über eine schmale Ebene in das nahe vorliegende Gehölz von Unterholz. Unter denen, die ihn am kühnsten verfolgten, war Körner, und hier fand er den schönen Tod, den er so oft geahnet und mit Begeisterung in seinen Liedern gepriesen hatte.

Die Tirailleurs, welche schnell in dem niedrigen Gehölz einen Hinterhalt gefunden hatten, sandten von da aus auf die verfolgenden Reiter eine große Menge Kugeln. Eine derselben traf Körner, nachdem sie zunächst durch den Hals seines Schimmels gegangen war, in den Unterleib, verlegte die Leber und das Rückgrat und benahm ihm sogleich Sprache und Bewußtsein. Seine Gesichtszüge blieben unverändert und zeigten keine Spur einer schmerzhaften Empfindung. Nichts war vernachlässigt worden, was seine Erhaltung noch hätte möglich machen können. Sorgfältig hatten ihn seine Freunde aufgehoben. Von den beiden, welche während des fortwährenden Feuerns auf diesem Punkt, ihm zuerst zuwielten, um ihm zu helfen, folgte einer, der zu den herrlichsten und vollendetsten jungen Männern gehörte, die für den heiligen Kampf begeistert waren und begeistert haben — der edle Friesen — Körner ein halbes Jahr darauf. Sanft wurde Körner in den nahen Hochwald getragen und einem geschickten Wundarzt übergeben; aber umsonst war alle menschliche Hülfe.

Das Gefecht, was nach diesem, von Allen gefühlten Verlust einen sehr raschen Gang nahm, hatte sich bald darauf geendet. Wie gereizte Löwen waren die Lützowschen Reiter in das niedrige Gehölz auf den Feind eingedrungen, und was nicht entrann, ward erschossen, niedergehauen oder gefangen. Die wenigen, aber theuern Opfer dieses Tages — außer Körner ein

Graf Hardenberg, ein hoffnungsvoller, sehr einnehmender junger Mann *), und ein Lützowscher Jäger — forderten nunmehr eine würdige Leichenbestattung. Die körperlichen Hülsen der drei gefallenen tapfern Krieger legte man auf Wagen und führte sie mit den Gefangenen und der genommenen Transportecolonne fort. Die bald nachher zur Unterstützung ihrer Kameraden herbeieilenden französischen Truppen wagten es nicht gleich, dem Zuge zu folgen, weil sie erst lange Zeit dazu anwandten, um den Wald zu durchspähen, in welchem sie noch mehrere Mannschaften versteckt wähten.

Körner wurde unter einer Eiche nah' an einem Meilenstein auf dem Wege von Lübelow nach Dreikrug bei dem Dorfe Wbbelin, das von Ludwigslust eine Meile entfernt ist, mit allen kriegerischen Ehrenbezeugungen und mit besondern Zeichen der Achtung und Liebe von seinen tiefgerührten Waffenbrüdern begraben **). Unter den Freunden, die seinen Grabhügel mit Nasen bedeckten, war ein edler, vielseitig gebildeter Jüngling, von Bärenhorst, dem es am schwersten wurde, einen solchen Todten zu überleben. Wenig Tage darauf stand er auf einem gefährlichen Posten bei dem Gefecht an der Göhrde. Mit den Worten: „Körner, ich folge Dir!“ stürzte er auf den Feind, und von mehreren Kugeln durchbohrt, sank er zu Boden.

So weit die Nachrichten aus Körners Leben. Es war wohl sehr natürlich, daß ein so edler, feuriger Geist kein Ereigniß, das sich in einer gewissen Großheit darstellte und zu irgend einem Aufschwunge zu begeistern vermochte, an sich vorübergehen lassen konnte, ohne davon ergriffen und fortgezogen zu werden. Wie hätte er zurückbleiben mögen, als die große Angelegenheit der Befreiung des Vaterlandes von dem fremden Joch in so lebhaftere Anregung gebracht wurde? Mit Wort und That nahm er den lebendigsten Antheil an der heiligen Sache, für welche, durch die tapfern Kämpfer veranlaßt, zuerst kühn und kräftig die Preußen und bald auch die meisten übrigen deutschen Völkerschaften aufstanden. Mit der Schlacht bei Aspern, die er in Neyers und Schwerts (s. Seite 16) so begeistert feierte,

*) Als Freiwilliger bei der russischen Armee dienend, führte er bei diesem Zuge eine Abtheilung Kosaken mit vieler Kühnheit, und ward dicht an dem niedrigen Gehölz, in nicht großer Entfernung von Körner und fast zu gleicher Zeit mit ihm, tödtlich getroffen.

***) Diesen Platz neben der Eiche und einen umgebenden Raum erhielt Körners Vater als ein Geschenk von einem edelmüthigen deutschen Fürsten, Er. Durchl. dem regierenden Herzog von Mecklenburg-Schwerin. Die Grabstätte ist jetzt mit einer Mauer eingefast, bepflanzt und mit einem in Eisen gegossenen Denkmal bezeichnet. Hier ruht auch nunmehr die irdische Hülle der gleichgesimten Schwester des Vollendeten, Emma Sophia Louise. Ein stiller Gram über den Verlust des innigst geliebten Bruders zehrte ihre Lebenskraft auf, und ließ ihr nur noch Zeit, sein Bildniß zu malen und seine Grabstätte zu zeichnen.

verließ ihn die Hoffnung nicht mehr, daß ein Tag kommen müsse, der die gebeugten, von Tyrannen niedergetretenen deutschen Völker wieder aufrichten und an ihren Unterdrückern die unverdiente Schmach rächen werde. Mit diesem Hoffungsgeföhle griff er in die Saiten, und sie rauschten:

„Ja es giebt noch eine deutsche Jugend,
Die allmächtig ihre Ketten reißt! — —
Mag die Hölle drohn und schnauben,

Der Tyrann reicht nicht hinaus,
Kann dem Himmel keine Sterne rauben,
Unser Stern geht auf.
Ob die Nacht die freud'ge Jugend tödte,
Für den Willen giebt es keinen Tod.“

Rettung seines Vaterlandes, dieser Eine große Gedanke, erfüllte gewaltig seine schöne Seele, und singend in der Kriegsrüstung schritt er den deutschen jungen Männern voran, die einer ähnlichen Erhebung fähig waren.

„Mir nach, mir nach! dort ist der Ruhm,
Ihr kämpft für euer Heiligthum“

so rufte er den deutschen kampfrüstigen Jünglingen zu, und seine Töne schlugen, wie zündende Blitze, in unzählige Seelen. Die Begeisterung dieser ewig merkwürdigen Zeit vereinigete Hörner in den erhabenen Gesängen und feurigen Liedern, deren Sammlung er nicht lange vor seinem Heldentode veranstaltet hatte, und die nachher unter dem Titel: Leyer und Schwert, in der Nicolaischen Buchhandlung zu Berlin erschienen ist.

Diese Gedichte tragen in einem vorzüglichen Grade ein Gepräge von Originalität, sie athmen sämmtlich ein zartes, tiefes Gefühl und erheben sich mit einer Kraft, die sehr geeignet ist, ihre Begeisterung dem Leser mitzutheilen, und der man nur in sehr wenigen Stellen eine gewisse etwas zu laut ertönde Jugendlichkeit nachzusehen hat. Glühende Vaterlandsliebe, hoher Sinn für Freiheit, brennender Haß gegen Unterdrückung und Tyrannei, heftiger Unwille und tiefe Verachtung gegen feige und slavische Hingebung; dann aber auch die zartesten Geföhle für seine Lieben, ein triumphirender Glaube an Gott, und eine helle Zuversicht für die Sache des Rechts, sind die Elemente, aus denen diese Poesien hervorgingen, die jetzt durch das Schicksal des Verfassers und durch die Entwicklung der merkwürdigen Begebenheiten, denen sie ihre Entstehung danken, eine gewisse prophetische Bedeutsamkeit erhalten, von der das Gefühl des Lesers tief ergriffen wird. Bei aller Heldenfreudigkeit, die den dichtenden Geist des Verfassers erhebt, und bei aller Siegeshoffnung, die in den seelenvollen Tönen des herrlichen Sängers athmet, herrscht dennoch überall in seinen Gesängen eine dunkle Todesahnung, die leider nur zu bald in Erfüllung gegangen

ist. Mit doppelter Gewalt dringen jetzt die Worte der Zueignung von Leyer und Schwert:

„Sollt' ich einst im Siegesheimzug fehlen, u. s. w.“
an des Lesers Herz, und wir haben nun auf ihn anzuwenden, was er dem entflohenen Heldengeist Ludwig Ferdinands nachsang:

„Kunst und Leben hat den Kranz gewunden,
Auf die Eoden drückte ihn der Tod.
Deinen Grabstein kann die Zeit zermalmen,
Doch die Lorbeern werden dort zu Palmen.“

Der übrige poetische Nachlaß des verewigten Sängers enthält vermischte Gedichte, Romanzen, Legenden, erotische Poesien und sanfte Ergießungen einer frommen Sinnesart. Lyrische wechseln mit epischen Formen; es sind Blumen und Blüthen, die nach Zeit und Gelegenheit sich zu Kränzen verflechten, um das Bildniß eines schönen, heitern und frommen Jugendlebens zu schmücken. Keines ist unter diesen Gedichten, welches nicht durch einen kräftigen oder zarten Gedanken oder durch irgend eine genialische Wendung den Leser überraschte oder ergökte. Aus allen lyrischen Ergießungen unsers von der jedesmaligen Stimmung ganz durchdrungenen Dichters tönen endlich seelenvolle Laute einer wahr und tief empfundenen Andacht hervor, welche ihren Eindruck auf gleichgestimmte Gemüther nicht verfehlen werden. Die Herausgeber, die mit dem Nachlasse des hohen, dem Publicum so werth gewordenen Jünglings wie mit einem heiligen Vermächtnisse zu verfahren hatten, wird daher der Vorwurf nicht treffen, zu viel aufgenommen zu haben. Wenn man mit einem unbefangenen Blick Hörners poetisches und moralisches Leben überschaut, so ahnet man sehr lebhaft die hohe Stelle des Ruhms, die er einst eingenommen haben würde, wenn nicht das Schicksal ihn den großen Opfern zugesellet hätte, durch welche die Rettung des Vaterlandes von der Unterjochung erkaufet werden mußte. Dorthin zu jener Stelle, wo der Todespfeil den Unvergeßlichen traf, dorthin zu jener bezeichnenden Eiche, die sein heiliges Grab beschattet, mögen im Geiste deutsche Jünglinge wallfahrten, um sich einzunehmen zu einem würdigen Leben.

Dort schlummert nun der Jögling der Kamänen!
Vergiß ihn nicht, mein deutsches Vaterland!
Die Krone, die sein Jugendhaupt umwand,
Kann nicht mehr ihn, nur seine Urne krönen.
Du, Hirtin, fragst nach seinen Liedertönen?
Sein Geist ist mit uns, seine Hülle schwand.
Und ihr, ihr Edlern unter Deutschlands Söhnen,
Dort schwört euch fester an das Vaterland!
Im heil'gen Rettungskampf hat er vor allen
Begeistert sich zuerst den Weg gebahnt;
Bei seinem Grabe fühl't, was er geahnt —
So feiert ihn, indes aus nahen Hallen
Der Laubgewölb' ein Eber von Nachtigallen
An seine lieblichen Gesänge mahnt.

E. A. Liedge.